

Die Reichen - global players. Die Armen - Vaterlandsverräter.

Über das letzte Protektorat in der globalen Freihandelszone.

Von Jürgmeier

Die Zeiten haben sich geändert. Und zwar gründlich. Jetzt wird uns dauernd mit dem gedroht, worauf „wir“, wir Linken jedenfalls, immer gehofft, und was „sie“, die Rechten, bisher, immer verhindert haben - die Änderung der Welt. Sie, die Welt - oder wenigstens jener kleine Teil von ihr, den wir, kopernikanische Wende, darwinsche Evolutionstheorie, Entdeckung des Unbewussten oder moderne Quantenphysik hin oder her, immer noch im Zentrum von allem wähen -, unser beschränktes Weltchen ändere sich mit rasender Geschwindigkeit, orakeln die, die noch gestern auf Traditionen bauten, die sie heute nur noch, aber das gewaltig, beschwören. [„Nach der Revolution können wir unsere Energie wieder voll für Sie einsetzen.“ Lässt die Krankenkasse KPT/CPT einen Soldaten der Roten Armee in grossflächigen Inseraten versprechen. „Auf uns ist Verlass.“] Ganz MitläuferInnen der schnellen Zeit erklären sie am Montag das Links-Rechts-Schema für verstaubt, um am Dienstag klare Verhältnisse einzufordern. Der Computer, den wir morgen kaufen wollten, ist letzte Woche schon auf den Müll geworfen worden. Und wer sich heute noch ein Faxgerät ersteht, beweist, dass sie definitiv von gestern ist. Das ist - wir erinnern uns mit Wehmut - révolution permanente. Auch wenn wir uns darunter, womöglich, immer etwas ganz anderes vorgestellt haben. Und innerlich zusammenzucken, wenn uns die ModernisiererInnen von heute verkünden, morgen sei alles ganz anders, wer der Entwicklung hinterherhinke, sei nicht mehr konkurrenzfähig. Das klingt wie, das ist ein Ultimatum. Wer heute noch

einen Platz hat, morgen hat er und sie keinen mehr. Das ist die Änderung, die sie meinen. Und die macht Angst. Macht Vielen Angst. Wo kein Stein mehr sicher ist, da wächst die Sehnsucht nach alten Mauern.

Offene Grenzen für Waren - Schlagbäume für Menschen.

Wir leben in zwiespältigen Zeiten. Weltweit werden Zollschranken entsorgt, fallen Grenzen - für Hamburger und Computerchips, Schweizer Uhren made in Taiwan und amerikanische Badeshorts, Genmais aus dem Mittleren Westen, neuseeländisches Lammfilet und philippinische Bräute. Alles, was als Ware deklariert werden kann, hat freie Fahrt. Schutzzölle für einheimische Unternehmen - tempi passati. Alle müssen sich der wachsenden Konkurrenz auf dem freien Weltmarkt stellen. Das Ende des Protektionismus ist angesagt. Nationale Kartelle sind out. Internationale Monopole sind in. Wer begnügt sich schon aus Patriotismus mit Schweizer Bier, helvetischen Kartoffeln, einheimischem Raps, eidgenössischem Hanf oder Abfahrtsskis mit nationalem Gütesiegel? Qualität vor Nationalität heisst die Devise.

Nur bei Menschen fällt der Schlagbaum wie eh und je, gilt auch weiterhin - der Pass geht vor. Da wollen jene, die sich nicht mit der heimischen Apfel- und Weinernte begnügen mögen, plötzlich wieder unter ihresgleichen sein. Als ahnten sie, dass die Menschen, Massen von Menschen, dem Fluss der Waren folgen, die Wege des freien Handels gehen, sich nicht länger mit dem heimisch harten Brot begnügen und sich anschicken könnten, sich am globalisierten Buffet zu bedienen. Jetzt erinnern sie sich plötzlich an die eigene Fahne und rufen, unter Absingen der Landeshymne, nach nationalem Blut.

Ausser ein kanadisches Schlagersternchen gewinne für „uns“ den Concours d'Eurovision, ein türkischer Stürmer schiesse „die Schweiz“ in den Europacup-Viertelfinal, ein schottischer head hunter rette die Expo.01 oder sinnliche Lippen und Hüften aus fernen Ländern versprechen ein Abenteuer der besonderen Art, gegen das der „Akt“ mit der „eigenen“ Frau oder dem „eigenen“ Mann zur biederen „Hausmannskost“ verkommt. Die Frauen aus armen Ländern, die um einer sicheren Existenz willen zu Vielem bereit sind, erscheinen manchem Eidgenoss als weiblicher und pflegeleichter als die verwöhnten einheimischen Emanzen. Ihm ist die Verschärfung der weiblichen Konkurrenz willkommene Erweiterung des „Angebots“. Umgekehrt - wenn für Frauen die Auswahl durch „Einfuhr“ fremder Männer vergrössert wird - zeigt er sich der Öffnung des Marktes gegenüber weit reservierter.

Im allgemeinen sind bei Menschen Protektionismus, Schutz, Abwehr, Kontingente, „Abnahmebegrenzung“ usw. angesagt, oder Aufstockung des Grenzkorps, Verschärfung der Asyl- und Ausländergesetze, Einbürgerung vors Volk. Aber wer würde nicht laut „Behinderung der Handels- und Gewerbefreiheit!“ schreien, wenn jemand eine Volksabstimmung über die Einfuhr japanischer Mittelklassewagen mit Allradantrieb, chinesischer Handies und indischer Software verlangte?

Attraktiv für Reiche, garstig für Arme.

Zugegeben, die Losung „Offene Grenzen für Waren - Schlagbäume für Menschen“ ist etwas salopp, eine Unterstellung, eine etwas pauschale womöglich, eine bösertige sogar. Denn die Grenzen sind offen, selbst unsere, auch für Menschen. Bemühen sich die helvetischen Organisationen für Fremdenverkehr und Tourismus nicht redlich, in OstundWest, NordundSüd Gäste zu werben und ihnen die Schweiz als beste aller (Ferien-)Welten schmackhaft zu machen? Sind „wir“ nicht gerne bereit, allen (zahlenden) AusländerInnen das Matterhorn und den Rheinfall vorzuführen? Zeigen „wir“, gegen Vorweisen der Visa-Karte - es darf natürlich auch die American Express oder die Eurocard sein -, nicht anstandslos jeder und jedem das Land, auf das „wir“ so stolz sind? Betonen „wir“ nicht bei jeder Gelegenheit die Standortvorteile des Finanzplatzes Schweiz - tiefe Steuern, ungebrochenes Bankgeheimnis, hohe Arbeitsmoral, stabile politische Lage, überdurchschnittliches Bildungsniveau, anhaltender Arbeitsfrieden, sauberes Wasser und fachmännisch gestriegelte Kühe? Sind „wir“ nicht, angeführt vom zuständigen Bundesrat, in landesweite Trauer, ja, in einen beleidigten nationalen Schockzustand verfallen, als das Internationale Olympische Komitee verhinderte, dass „wir“ im Jahre 2006 die besten WintersportlerInnen aus allen Kontinenten bei uns beherbergen? Und wären wir nicht sogar bereit gewesen, unsere Grenzen auch ihren Gspusi, Vätern, Müttern, Onkeln, Tanten, Kindern, Hunden, Ratten und Zwerghamstern, ihren TrainerInnen, TechnikerInnen, MasseurInnen, ErnährungsberaterInnen, PressesprecherInnen, SponsorInnen und Bodyguards weit zu öffnen? Offener geht's nun wirklich nicht mehr.

Da ist es, natürlich, im ersten Moment, ein wenig irritierend, von einer Bundesrätin und ihren MitstreiterInnen zu hören, es werde alles, wirklich alles unternommen, um die Attraktivität der Schweiz zu senken. Ein differenzierter Blick auf solche Doppelpolitik liefert allerdings schnelle Klarheit. Ziel ist es, „unser“ Land den Reichen als attraktiven, den Armen als garstigen Ort zu präsentieren. Das ist alles andere als helvetischer

Sonderfall, das ist mondiale Normalität. Überall gilt der oder die Wohlhabende als willkommene Bereicherung, der oder die Mittellose als abzuwehrende Belastung. Und so kommen die Reichen, mit dem Scheckbuch in der Hand, in jedes Land. Den Armen aber verhilft, und das auch nur im „eigenen“ Land, bestenfalls der Pass zu bescheidenem Aufenthalt.

Die Reichen - global players. Die Armen - Vaterlandsverräter.

Freihandel und Globalisierung - das ist, so unterstellt das Credo des freien Marktes, die Freiheit, überall sein Glück zu versuchen. Qualität vor Nationalität. Tüchtigkeit vor Landestracht. Aber die Armen erhalten auf dem Weltmarkt keine Handelsgenehmigung. Denn sie handeln nur mit ihrem Unglück. Und das muss noch immer verzollt werden. In einer Welt, in der von Waren wie Menschen Mobilität um jeden Preis verlangt wird, Menschen wie Waren dahin verschoben werden, wo das Geschäft blüht; in einer Welt, in welcher Steuerflüchtlinge, die eigentlich BetrügerInnen genannt werden müssten, als Erfolgsmenschen bewundert, global players allerorten, auch zu Hause, als geschäftstüchtige winner gefeiert werden, in dieser WTO-Welt wird den Armen - die sich als flexibel erweisen und, mobil, ihr bescheidenes Glück auf den Märkten der Reichen versuchen -, die Nationalflagge um die Ohren geschlagen. In den unteren Kaufkraftklassen wird die Mobilität - das heisst die Bewegung, dahin, wo, Standortvorteil, die wirtschaftlichen Aussichten besser sind - plötzlich zur Wirtschaftsflucht, der global player ohne Kapital verkommt zum Landesverräter, der vor Problemen, die das Leben nun mal ausmachen, davonlaufe und seine Heimat schmachlich im Stich lasse. Der Flüchtling, ausgerechnet er, ausgerechnet sie, wird an seine beziehungsweise ihre Nationalität erinnert. Da, wo er hungert, wird er ermahnt, ist seine Heimat. Eine Fahnenflüchtige, die für ihre Kinder auf dem freien Markt ein warmes Plätzchen sucht. Der Mann von Welt ohne gefülltes Portemonnaie - ein Parasit, der sich an fremden Trögen gütlich tut.

Wenn die Marke zur Heimat wird.

Der moderne Mensch - und noch sind das die wenigsten - ist überall zu Hause. Und nirgends. Nicht mehr in grössere soziale Zusammenhänge (Sippe, Verwandtschaft, Dorfgemeinschaft, religiöse, politische und soziale Bewegungen) eingebunden, tritt er, und natürlich auch sie, der globalisierten Geschäftswelt als einzelnes, ja, verlorenes

Individuum gegenüber. Und diese Welt des Geschäfts verlangt von ihm, und ihr, geradezu Verlorenheit, das heisst Mobilität und Flexibilität, völlige geografische und zeitliche Verfügbarkeit für die letzte der Utopien - das totale Wachstum. Die Bedürfnisse der schnellen Zeit und der globalisierten Wirtschaft stehen sozialer Verwurzelung und Zugehörigkeit entgegen. Soziale Verbundenheit erlebt sie oder er nur gerade noch punktuell - an Grossanlässen der Funkkultur. Aber Heimat ist das nicht.

Es ist nicht (mehr) das Dorf, das Quartier, der nahe Rain, die Eiche auf dem Hügel oder die Quelle am Waldesrand, nicht (mehr) der Laden um die Ecke, „der Italiener“ ein paar Strassen weiter oder die neue Disco in der Stadt, es sind nicht (mehr) die Menschen, die dem Menschen Heimat sind. All das muss er oder sie, wenn der Markt es verlangt, jederzeit zu verlassen bereit sein. Der moderne Mensch ist in der Marke zu Hause. Die hat in jedem Köfferchen Platz. Oder ist, ganz liberalisierter Weltmarkt, in aller Herren Länder erhältlich. Nichts ist dem Menschen von heute vertrauter als der Geruch von Ketchup and the taste of Marlboro. Vans ist nicht nur ihren Füessen, Calvin Klein nicht bloss seinem Hintern zur Heimat geworden. Glücklicher Mensch, der keine Bleibe braucht, weil er beziehungsweise sie allerorten FreundInnen und ein Auskommen findet, überall einen Tisch, an dem er oder sie sich zu Hause fühlt. Glücklicher Mensch, den ein Biss ins vertraute Styropor von MacDonalds von der Verlorenheit befreit, weil ihm ein Hamburger Gesellschaft leistet.

Der verwurzelte Mensch - das ist ein Anachronismus, nach dem wir uns (fast) alle sehnen, ist die, vermutlich, nie eingelöste und deshalb so ungebrochene Utopie der Sicherheit. Und wenn es nur die Geborgenheit in der romantischen Liebe ist. Dieses neuzeitliche Konzept zwischenmenschlicher Bindung hat sich allerdings als ausserordentlich brüchig erwiesen, denn es ist - ganz abgesehen von der Freiheit, deren Zumutungen wir nur schlecht ertragen - schon Teil des liberalisierten und globalisierten Marktes, will heissen, jede darf mit jedem und jeder, jeder mit jedem und jeder das Glück versuchen, unabhängig von nationaler und sozialer Herkunft, religiöser und politischer Gesinnung - Hauptsache, die Moleküle geraten in den gewünschten Zustand der Erregung. Der moderne Mensch, so will es die Ideologie des freien Welthandels, britelt, serbelt und schweizert nicht. Er ist ein, sie ist eine WeltbürgerIn. Aber in der Welt sind nur die Erfolgreichen wirklich zu Hause. „Wir können nur noch die Überdurchschnittlichen brauchen.“ Erklärte, wenige Monate vor seinem eigenen Abgang, der ehemalige UBS-Verwaltungsratspräsident Matthias Cabbiavalletta. Die andern, die Durchschnittlichen und die drunter, können dem Biss ins mondiale Hackfleisch nicht so recht trauen, denn sie sind, Menschenberg oder Gauss'sche Normalverteilung, zu viele, viele zu viel. Sie sehnen sich in diesem liberalisierten Kampf ohne Grenzen nach

einem geschützten Plätzchen, einem gesicherten Existenzchen und einem trauten Heimchen, wo sie, freie Konkurrenz hin oder her, in der Liebe und am Arbeitsplatz, vor ihresgleichen sicher sind. In einer Welt, in der die Erfolgreichen und „Grossen“, die Mega- und Gigaunternehmen ihren Schnitt auf allen Kontinenten machen, bekommen es die „Kleinen“ und Erfolglosen, die Durchschnittlichen und Schwächeren mit der Angst zu tun; in einer Welt, in der vermeintliche Sicherheiten und Trostgesellschaften, die immer schon mit beschränkter Haftung operierten, zusammenbrechen, wächst bei denen, die dem Konzept der grossen Freiheit nicht gewachsen sind, und das sind die wenigsten von uns, die Sehnsucht nach Zugehörigkeit, selbst nach jenen alten Protektoraten, die den WeltbürgerInnen, vordergründig, als verstaubt gelten, zum Beispiel nach einem Pass, der sein Versprechen hält, nach der Nation als warmem Mutter-schoss.

Die Nation - das letzte Protektorat.

Es gibt, wo die Gesetze des Marktes gelten - und das scheint längst unter den hintersten Bäumen des Regenwaldes und in den verborgensten Winkeln der menschlichen Seele der Fall zu sein - nur zwei Möglichkeiten, die eigenen Gewinn- oder auch nur Überlebenschancen zu erhöhen: Besser zu werden oder die Konkurrenz zu dezimieren. Das Wort ist mit Bedacht gewählt. Der zweite ist, auch geschichtlich gesehen, der häufigere, weil, scheinbar, sicherere Weg. Attraktiver zu werden, ist, beim besten Willen und aller Anstrengung, nicht so leicht, vor allem, weil die Steigerung eine relative, nicht nur eine absolute sein muss. Ich muss besser, das heisst allenfalls auch nur schneller und billiger werden als die andern, die sich ihrerseits alle Mühe geben, die übrigen, mich zum Beispiel, zu übertreffen. Protektion muss denen, die Angst haben, nicht mehr gebraucht zu werden, die vom Markt geforderte Leistung nicht erbringen zu können oder nicht so attraktiv zu sein wie gefragt; Begrenzung, ja, Dezimierung der weltweit wachsenden Konkurrenz muss den „Mittelmässigen“ und „Unterdurchschnittlichen“ als letzte Chance erscheinen, sich in dieser Welt zu behaupten. Wer sich vor der Internationalisierung des Marktes, vor dem weltweiten Leistung vor Nation, vor dem kalten money vor sozialer Zugehörigkeit fürchtet und fürchten muss, ist schnell einmal zur völkischen Gebärde, zum patriotischen Kniefall vor den Reichen und Oberen bereit, die ihm oder ihr im einheimischen Paradies ein geschütztes Plätzchen versprechen. Denn das Paradies, locken die doppelzüngigen global players mit Sennenchäppi ihre

gläubigen Schäfchen, das Paradies bleibt nur ein Paradies, wenn den meisten der Zutritt verwehrt wird.

Die Globalisierung verspricht eine Internationalisierung des Reichtums. Der Nationalismus verheisst Schutz vor der Internationalisierung der Armut. Der Nationalismus, das ist die Beruhigungspille für die „kleinen Leute“, und die verspricht: Ihr kommt vor den anderen, den Fremden; ihr gehört, Leistung hin oder her, zu „uns“, denn ihr tragt die richtige Tracht. Der Nationalismus beerbt unsere Angst vor den Angehörigen anderer Nationen und Kulturen, beutet die Angst vor den Fremden aus, die, im Geschäfts- und Liebesleben, attraktiver sein könnten als wir. Und so sind dann plötzlich, Freihandelszone hin oder her, Ausgrenzung und Vertreibung, nationaler Protektionismus, Arbeitsverbot für AsylbewerberInnen, Kontingente für ausländische Arbeitskräfte, Begrenzung der Einbürgerung, Diffamierung von Mischehe und Rassenvermischung gefragt. Der und die Verängstigte sind ansprechbar für den scheinbar menschlichen Nationalismus, der uns Heimat und soziale Zugehörigkeit verspricht. Für die Fiktion der nationalen Solidarität - Nationalismus bedeute, schreibt Max Weber in „Wirtschaft und Gesellschaft“, „dass gewissen Menschengruppen ein spezifisches Solidaritätsempfinden anderen gegenüber zuzumuten sei“ - sind die meisten bereit, soziale Ungerechtigkeit hinzunehmen, dem Milliardär mit gleichem Pass die Steigbügel zu halten und dem Flüchtling die Türe vor der fremden Nase zuzuschlagen.

Wenn nur der nationale Sozialismus bleibt...

Der modische Versuch, die traditionellen politischen Koordinaten zu verschieben, die Gegensätze zwischen Arm und Reich, Oben und Unten, Mann und Frau wegzureden und die alte Polarität zwischen Links und Rechts in einen diffusen Antagonismus von Gestrig und Modern umzubiegen, bringt, ganz besonders, die Linke in eine heikle Lage und kann, für alle, böse enden.

Die Linke, die sich immer für fortschrittlich hielt, sieht sich unversehens in den ungemütlichen Zwiespalt versetzt, dass, zum einen, vorne plötzlich da ist, wo sie nie hin wollte, ins kalte kapitalistische Paradies der SiegerInnen, und dass, zum andern, soziale Gerechtigkeit als ebenso konservativ gilt wie die ihr, zu Recht, verhasste Vaterlandsliebe, das Anstimmen der „Internationale“ nicht weniger lächerlich wirkt als das Absingen von „Trittst im Morgenrot daher“.

Eigentlich war die Linke ja immer für die Internationale - sie sollte die nationalen und internationalen Klassengegensätze aufheben. Jetzt kann, jetzt muss sie, voller Neid,

mitansehen, wie die kapitalistische Wirtschaft erfolgreich, wenn auch mit anderer Absicht und Wirkung, einlöst, was sozialistische Politik nie erreicht hat - internationale Solidarität. Über Geschäfte haben sich Menschen noch immer, selbst über befestigte Mauern hinweg, leichter geeinigt als über gesellschaftspolitische Ziele und Werte. Die von der Linken geforderte Internationalisierung hat, als wirtschaftliche verwirklicht, gerade das Gegenteil dessen zur Folge, was ihre Utopie war - nicht Solidarität mit und unter den Besitzlosen, sondern verbesserte Ausbeutungsbedingungen für die Internationale der Shareholders.

Der sich fortschrittlich gebende Flügel der GenossInnen, der, verständlicherweise, auch einmal zu den SiegerInnen gehören möchte, wird, in dieser Situation, nicht müde, zu betonen, dass es, angesichts einer sich in rasender Geschwindigkeit verändernden Welt, keine falschen Tabus und Sentimentalitäten mehr geben dürfe. Aber wo auch ehemalige KapitalismuskritikerInnen, um nicht als verstaubt zu gelten, die Formeln des freien Marktes nach- und manchmal sogar vorbeten, sehen sich die Gedeimigten, weil VerliererInnen, schutzlos der Überheblichkeit des (erfolg)reichen modernen Menschen ausgeliefert. Ihre Sehnsüchte nach Zugehörigkeit und Sicherheit, so muss es ihnen erscheinen, werden nur gerade noch von den alten NationalistInnen befriedigt. Und die geben sich, unter Beizug modernster Hilfsmittel, alle Mühe, sich - „Eine gegen alle, alle gegen eine“ - als letzte VerteidigerInnen einer Volksgemeinschaft zu inszenieren, die von der unheiligen Allianz der modischen AnpasserInnen eins ums andere Mal betrogen werde.

Da hilft es, vermutlich, wenig, dass sich der andere, plötzlich als konservativ diffamierte Flügel der Linken halbherzig, aber vermutlich zu Recht, gegen die Globalisierung wehrt. Die, vor allem, als WählerInnen gefragten BürgerInnen ziehen das nationale Original den ehemaligen InternationalistInnen allemal vor. Nachdem es nicht gelungen ist, weltweit die gesellschaftliche Macht auszuhebeln und statt der proletarischen die Internationale der Hamburger Triumphe feiert, erinnern sich verzweifelte GewerkschafterInnen und GenossInnen plötzlich an die Wärme nationaler Zugehörigkeit, fordern das Primat der (nationalen) Politik vor der (internationalen) Wirtschaft zurück und appellieren, zur Schadensbegrenzung, an den Patriotismus der ArbeitgeberInnen und die Vaterlandsliebe der Multis. Es fehlt wenig, dass sie, in der Not, zur bekannten Formel vom Ausverkauf der Heimat greifen, wenn moderne ManagerInnen und VerwaltungsrätInnen alteidgenössische Unternehmen weltweit verfusionieren und nicht einmal davor zurückschrecken, die gute alte Schweizer Toblerone irgendeinem Amerikaner zu verhökern. Wo es nicht gelungen ist und gelingt, gesellschaftliche Macht zu überwinden, bleibt nur der Appell an die nationale Solidarität der Reichen - das heisst,

mit vereinter Kraft gegen die fremden BlutsaugerInnen -, da werden Unternehmen des mangelnden Patriotismus und nicht mehr der ökonomischen Ausbeutung bezichtigt. Wenn, am Ende, nur die Wahl zwischen der Freiheit, als Individuum, schutzlos, das Glück auf dem internationalen Markt zu suchen, und der Nation als einzigem sozialen Protektorat bleibt, wenn als letzte der Utopien nur noch ein nationaler Sozialismus die menschliche Sehnsucht nach Aufgehobenheit zu bedienen scheint, dann Schweiz, dann Deutschland, dann Serbien, dann Europa - Gute Nacht.